

The image features a repeating pattern of small, green-roofed houses on thin white sticks, set against a bright yellow background. A single house at the bottom right is colored red and is emitting a thick, dark red plume of smoke that spreads upwards and to the left, partially obscuring the houses behind it.

Fabrication

**Kleine Industriegeschichte
des Appenzellerlandes**

Fabrication

**Kleine Industriegeschichte
des Appenzellerlandes**

Fredi Altherr
Roman Arpagaus
Stephan Heuscher
Peter Witschi

Inhalt

Dieses Appenzeller Heft wurde durch die Metrohm Stiftung Herisau initiiert, welche durch die grosszügige finanzielle Unterstützung auch die Herausgabe ermöglichte.



<i>Fredi Altherr</i>	Industrielle Baukultur im Appenzellerland	49
<i>Roman Arpagaus</i>	<i>Huber+ Suhner AG, Herisau:</i>	
	Ein Architektur-Ensemble aus zwei Jahrhunderten	50
	<i>Langgebäu in Bühler:</i>	
	Ein Vorläufer des modernen Baustils	56
	<i>Ziegelhütte Appenzell:</i>	
	Umgenutzt ins 21. Jahrhundert gerettet	62
	<i>Dorfhalde Lutzenberg:</i>	
	Ein englischer Garten mit Appenzeller Kühen	67



Industrielle Baukultur im Appenzellerland

Fredi Altherr, Roman Arpagaus

Das Appenzellerhaus kann sich bis heute als eigenständige architektonische Leistung behaupten. Es ist weit über die Grenzen seines Vorkommens hinaus bekannt und wird sowohl von seinen Bewohnerinnen und Bewohnern als auch von Nachbarn, Fachleuten, Touristen und Besucherinnen geschätzt und gelobt. Was sich hier im Laufe von fünf Jahrhunderten entwickelt hat, scheint auch aktuellen und zukünftigen Anforderungen gerecht zu werden – sofern es sich um Wohnbauten handelt.

Die Industrialisierung brachte neue Bauaufgaben mit sich. In Appenzell Ausserrhoden wurde zwar bereits seit dem späten Mittelalter in Heimarbeit gewoben. Die Textilherstellung und Verarbeitung stellten seither einen wesentlichen wirtschaftlichen Faktor dar. Die vorindustrielle Produktion spielte sich aber, äusserlich eher unscheinbar, noch in den Webkellern von Bauernhäusern und sogenannten «Weberhöckli» ab. Mit der Mechanisierung traten seit Ende des 18. Jahrhunderts neben Heimarbeitsplätze fabrikmässig organisierte Tätigkeiten. Architektonisch orientierten sich die Industriegebäude in der Regel an europäischen Vorbildern. Grosse Produktionsräume oder Fabrikhallen waren mit der feinmassstäblichen Konzeption des Appenzellerhauses kaum mehr zu vereinbaren. Das Design der neuen Bauten konnte kaum unterschiedlicher sein. Abhängig von der topografischen Lage, den spezifischen Anforderungen der Produktionsmethoden und den Ambitionen der Auftraggeber präsentierten sich die Neubauten meist sehr eigenständig.

Huber + Suhner AG, Herisau: Ein Architektur-Ensemble aus 2 Jahrhunderten

In einem bereits bestehenden Wohnhaus an der Degersheimerstrasse 16 wurde die Firma G. Suhner im Jahr 1864 gegründet. Noch heute dient das Stamm- oder Mutterhaus als Verwaltungsgebäude. Kurz nach der Gründung des Unternehmens entstanden nördlich davon zwei kleinere Holzbauten als Produktionsgebäude. Sie boten dem rasch aufstrebenden Unternehmen Raum unter anderem für die Herstellung von Plattstichplatten und den Betrieb eigener Webstühle. In den 1870er-Jahren wurde die erste Drahtfabrik als gemauertes, viergeschossiges Gebäude erstellt. Dazu gehörte bald auch ein Stall für Pferde und Fuhrwerke.

Von 1893 bis 1910 wurde der Betrieb schrittweise erweitert. Die Architektur des viergeschossigen, in mehrere Gebäudeflügel verzweigten Baukörpers, wurde in einem noch regional geprägten Baustil errichtet. Auch das Gebäude aus den 1870er-Jahren konnte aufgestockt und miteinander bezogen werden. Zu dieser Zeit stellte die Firma mechanische Umspulmaschinen her und setzte sie in den eigenen Hallen auch selber ein.

Mit der ab 1905 entstandenen neuen Gummifabrik reagierte das Unternehmen auf die schwindende Nachfrage im textilen Gewerbe. Für die



Gründerhaus an der Degersheimerstrasse.



Oben links: Luftaufnahme 1922, im Zentrum Suhner & Co.

Oben Rechts: Ansicht von Süd-Osten um 1932.



Unten links: Verdichtete und stark erweiterte Anlage um 2005.

neuen Produktionsanlagen konnte auf der Nordseite des Areal ein weiterer Gebäudeflügel erstellt und mit einem Verbindungsbau zu den bereits bestehenden Bauten erschlossen werden. Die meisten dieser Giebeldachbauten sind bis heute erhalten geblieben. Lediglich der Innenausbau wurde den sich verändernden Anforderungen immer wieder angepasst.

In der Zeit um den Ersten Weltkrieg wurde eine Konzentration auf Produkte der Stark- und Schwachstrom- sowie Rundfunkindustrie in die Wege geleitet. Von 1910 bis 1917 entstanden viergeschossige Produktionshallen mit leicht geneigten Blechdächern. Verantwortlicher Architekt war der in Herisau tätige Louis Lobeck, dessen umfangreiches Werk weit über die Region hinaus Beachtung fand. Die verputzten Backsteinbauten mit grossen Fensterflächen müssen im Zusammenhang mit zeitgenössischen Industriebauten in Europa betrachtet werden. Sie entsprechen einer Konstruktionsweise, welche im 19. Jahrhundert in England und Deutschland entwickelt wurde und sich rasch in der früh industrialisierten Schweiz durchsetzte. Regionale Stilelemente sind dieser Architektur fremd. Im Vordergrund stand die Erstellung von grossen, stützenfreien Flächen in einer günstigen, jedoch hochwertigen Konstruktions-

weise. Der bis heute bestehende Hochkamin stammt ebenfalls aus diesem Zeitabschnitt.

Das rasch wachsende Unternehmen stellte hohe Ansprüche an den architektonischen Ausdruck seiner Fabrikbauten und verkörperte mit einer eigenständigen Architektursprache die überregionale Ausrichtung der Firma Suhner. Mehrere untereinander verbundene Hallen für die Herstellung von modernen Kunststoff- und Gummibodenbelägen erweiterten die Fabrikanlage in den 1930er-Jahren.

Während der Jahre des Zweiten Weltkriegs herrschte auch bei der Suhner & Co. (von 1906 bis 1954 unter diesem Namen) eine knappe Auftragslage. Betriebserweiterungen wurden erst in den späten 1940er- und frühen 1950er-Jahren wieder möglich. Gegenüber dem Gründerhaus an der Degersheimerstrasse konnte das Personalgebäude «Rössli» mit einer Kantine in Betrieb genommen werden. Das Gebäude gliedert sich in zwei separate und mit einigen Jahren Abstand errichtete Baukörper. In ihrer Ausgestaltung entspricht die Anlage der Architekturauffassung einer national bezogenen Nachkriegsmoderne. Typische Stilelemente sind die weit vorstehenden Satteldächer, die geschwungenen Treppengeländer und eine moderne Ausgestaltung des Vorgartens.

Die Betriebserweiterung von 1958 bis 1963 für die Produktion von Oberflächenverkleidungen und einem neuen Weichbodenbelagstyp bedient sich wieder einer anderen Architekturauffassung. Die grossen,

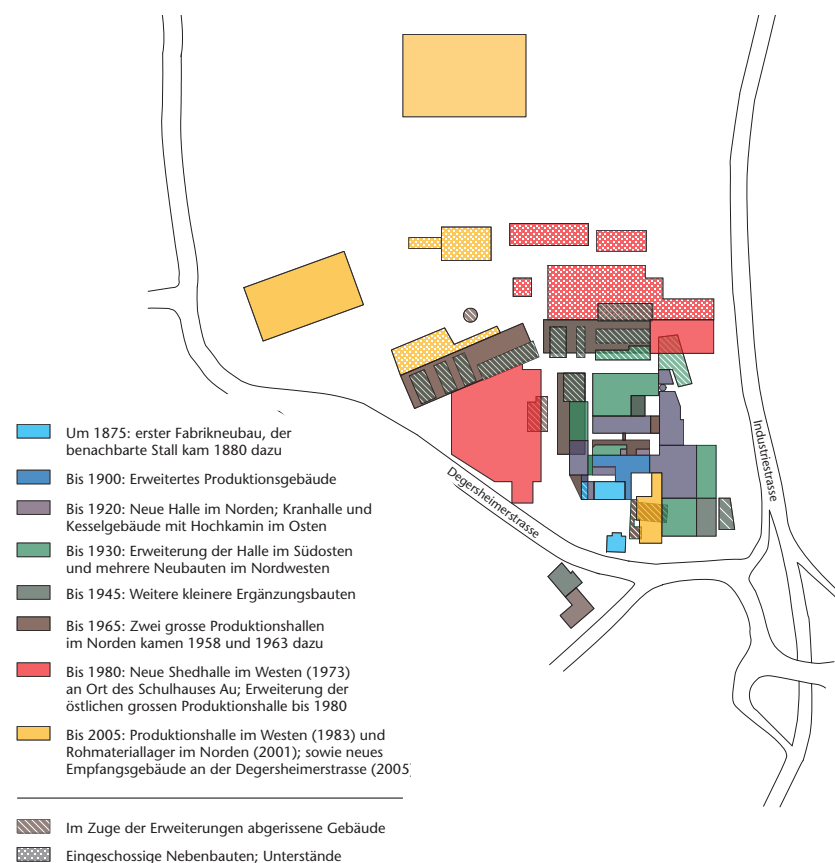


Personalhaus «Rössli» in Etappen von 1949 bis 1954 erbaut.



Oben: Rasterfassaden aus Beton-, Glas- und Backstein-elementen und einer Aufstockung um ein Geschoss aus den Jahren 1984 und 1991.

Unten: Grafik der Bauetappen von 1875 bis 1980.



zueinander leicht abgewinkelten fünfgeschossigen, flach gedeckten Produktionshallen sind Vertreter einer international geprägten Moderne. Am auffälligsten ist die Verwendung von Betonelementen. Die Fassaden sind durch die Tragstruktur aus vertikalen Stützen und horizontalen Bodenplatten gegliedert. Wandelemente oder Füllungen bestehen aus mit rotem Klinker verkleideten Brüstungen, feinen Fensterbändern und einem Sturzelement aus Glasbausteinen. Die Optik dieser Hallen ist ausgesprochen sachlich und weitgehend von der enormen Masse der Bauvolumen geprägt.

Auch die 1963 errichtete «Sonnau», ein zu Beginn ebenfalls flach bedachter Wohnblock mit Restaurant, lehnt sich formal stark an die beiden Produktionshallen an. Bis in die 1990er-Jahre bildete diese formal durchgestaltete Gebäudefolge, gesäumt von einem grossen Parkplatz, den Abschluss des Firmengeländes gegen Norden.

In den 1970er- und 1980er-Jahren wurden hauptsächlich bauliche Ergänzungen realisiert. Nach einer über Jahre gewachsenen Konkurrenzsituation fusionierten im April 1969 die beiden traditionsreichen Familiengesellschaften Suhner & Co. AG sowie Aktiengesellschaft R.+E. Huber. Aus Konkurrenten wurden Partner. Unter dem Namen Huber + Suhner AG entstand eine eigentliche «Vernunftfehe». Damit begann eine mehrere Jahre in Anspruch nehmende Organisations- und Standortbereinigung sowie eine konsequente Sortimentsaufteilung.

Die grosse Halle aus den späten 1950er-Jahren wurde nach Osten hin erweitert und um ein Geschoss erhöht. Am Standort des ehemaligen Schulhauses Au entstand 1973 auf der Westseite des Gründerhauses die «Shedhalle» mit ihrer charakteristischen Dachgestaltung.

Im Südosten des Firmengeländes wurde in den frühen 1990er-Jahren eine Erweiterung einer 70-jährigen Halle vorgenommen. Das Gebäude wurde auf beiden Seiten der in der Mitte erhöhten Kranhalle aufgestockt. Heute sind die Konturen der Vorgängerhalle kaum noch ablesbar, weil diese fast vollständig vom Neubau ummantelt ist. Ein Beispiel dafür, wie durch die Pflege und Verdichtung des alten Baubestandes mehr Raum geschaffen werden kann.

Mit dem Mitte der 1990er-Jahre errichteten Neubau auf der nördlich gelegenen Wiese wurde der kompakte nördliche Arealabschluss aufge-



Rohmateriallager und Parkplatz ausserhalb des ursprünglichen Firmenareals.



Neues Empfangsgebäude an der Degersheimerstrasse östlich des Gründerhauses.

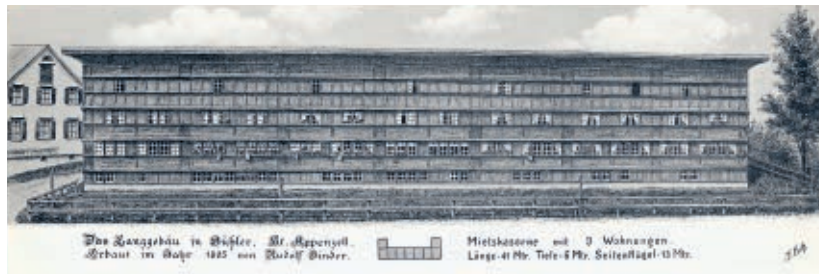
löst. Bezüglich seiner Lage und Architektur nimmt dieser Baukörper eine Sonderstellung ein. Anstatt für den Neubau den bestehenden Parkplatz aufzuheben und einige kleine Lagerunterstände abzubauen, entschied man sich, das maximal zweigeschossige Lagerhaus in einem Abstand zu den grossen Produktionshallen zu erstellen. Es stellt sich die Frage, weshalb ein Rohmateriallager verhältnismässig weit von den andern Hallen entfernt erstellt wurde. Eine mögliche Antwort wäre die, dass in den späten 1990er-Jahren rasch umsetzbare Entscheidungen und ein unkomplizierter Bauablauf höher gewichtet wurden als die Fortführung einer kontinuierlichen baulichen und architektonischen Entwicklung des Firmenareals.

Als jüngster Erweiterungsschritt wurde 2001 an der Degersheimerstrasse ein neues Empfangsgebäude als Ersatz für den bisherigen Eingangspavillon eingeweiht. Die würfelförmige Baute wirkt dank der hohen Stützen und der transparenten Eingangsfront als neues Aushängeschild für die Firma Huber & Suhner AG. In der langen Firmengeschichte wurde meist nach Norden neu gebaut. Der repräsentative Neubau im Eingangsbereich des Firmengeländes knüpft gewissermassen am baulichen Ausgangsort der Firma an und setzt an der Degersheimerstrasse nach einer mehr als 140-jährigen Entwicklungsgeschichte einen neuen architektonischen Akzent.

Langgebäu in Bühler: Ein Vorläufer des modernen Baustils

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts beschäftigte der wohlhabende Fabrikant Rudolf Binder (1747–1815) rund 200 Weber. Westlich seines Wohn- und Geschäftshauses, dem sogenannten «Türmlihaus», liess er 1805 zwei Wohn- und Arbeitsgebäude für seine Angestellten errichten. Die beiden Häuser waren verschieden gross und unterschieden sich in der Farbgebung. Lediglich vom grösseren Gebäude ist Näheres bekannt, weil das andere bereits um 1830 wieder abgerissen wurde. Das viergeschossige Holzhaus mit hufeisenförmigem Grundriss hatte eine Länge von 41m, bei einer Tiefe von 6m und einer Flügellänge von 13m. Es bestand aus neun separaten Wohnungen mit je eigenem Hauseingang. Aber auch das zweite Gebäude musste um 1909 weichen. An seiner Stelle wurde das um 1912 eröffnete neue Postgebäude erstellt.

Die beiden Langgebäude sind auf mehreren Dorfansichten von Bühler zu finden. Ihrer ungewöhnlichen Länge wegen nehmen sie auf den zeitgenössischen Darstellungen eine dominierende Stellung ein, übertrafen sie doch die Ausmasse der damals üblichen Fabrikanten- und Bauernhäusern bei Weitem. Neben der dokumentarischen Bedeutung waren die Darstellungen vermutlich auch Ausdruck des Selbstbewusstseins des Auftraggebers. Ein Federaquarell des aus Schwyz stammenden Malers David Alois Schmid von 1816 zeigt, vermutlich als Visualisierung



Postkarte von J. Lutz um 1900 mit dem grösseren «Langgebäu».



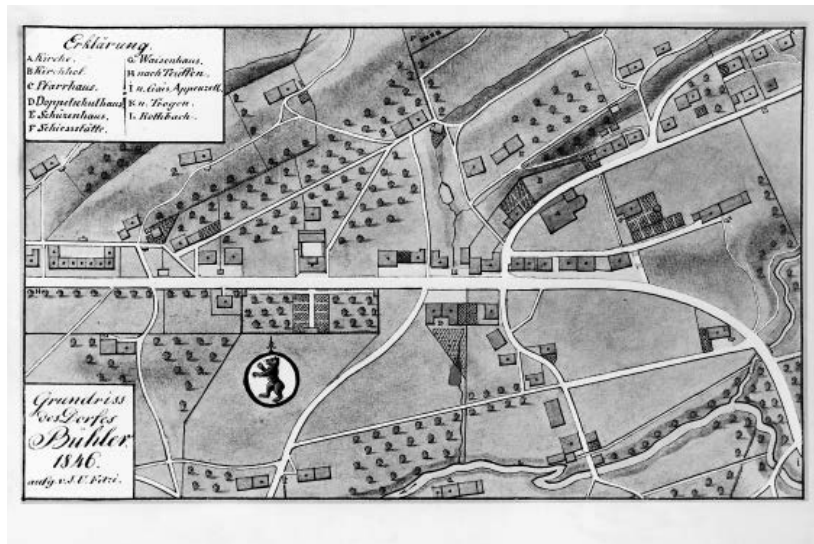
Südansicht Bühler
von D. A. Schmid,
Schwyz 1817.



Südansicht Bühler
von B. Thäler,
1827/28.

der Binderschen Pläne und Visionen, gleich drei dieser Langgebäude. Tatsächlich wurde aber nie ein drittes Haus erstellt. Hans Ulrich Fitzi und Bartholome Thäler überlieferten in realistischeren Darstellungen die ortsbauliche Bedeutung der beiden Gebäude. Eine Dorfkarte von 1846 zeigt den genauen Standort des damals noch existierenden Langhauses.

Die Konstruktionsweise der aussergewöhnlichen Bauten entsprach jener der traditionellen Appenzeller Bauernhäuser. Wände und Decken der unteren Geschosse wurden aus massiven Holzbalken und Dielen zusammengefügt oder «gestrickt». Im Dachgeschoss wurden die Aussenwände dann als Fachwerk- oder Riegelkonstruktionen errichtet. So ent-



Dorfkarte von J.U. Fitzli mit Langgebäuden am linken Bildrand 1846.

stand eine Mischkonstruktion, die als kostengünstigere Weiterentwicklung der materialintensiven reinen Strickbauweise der Appenzellerhäuser betrachtet werden kann. Besondere Aufmerksamkeit verdient die serielle Anordnung von neun Hauseinheiten unter einem Dach. In Hufeisenform waren sieben Hausteile zur Strasse hin und an den beiden Enden je einer um 90° nach hinten abgekehrt angeordnet. Die hofbildenden Grundrisse wurden von einem Pultdach abgeschlossen. Die von der Hauptfassade zur Gebäuderückseite hin geneigten Dächer sind hauptsächlich für die «moderne» Erscheinung der Langhäuser verantwortlich.

Bandfenster über dem schmalen gemauerten Sockel wiesen darauf, dass in den Gebäuden gearbeitet wurde. In den zu den jeweiligen Hauseinheiten gehörenden Webkellern stellten «Heimarbeiter» für den Fabrikanten Rudolf Binder und seine Nachfolger aus rohem Garn halbfertige Stoffe her. Die zahlreichen Kellerfenster sorgten für eine ausreichende Belichtung der Arbeitsräume im Tiefparterre. Die Stuben im darüberliegenden Geschoss wiesen Fensterbänder aus abwechselnd drei oder vier

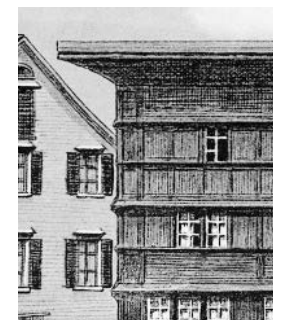
Elementen auf, wie man sie bereits bei einheimischen Bauernhäusern vorfindet. Im zweiten und dritten Geschoss erhielten die Schlafzimmer je zwei Fenster. Die untere Hälfte der Fassade zeigte eine liegende, einer «Chaletschalung» ähnliche Verkleidung. Im oberen Fassadenteil kamen traditionelle gestemmte Täfer zur Anwendung. Mit den in den Schlafzimmern oftmals geschlossenen Fallläden wirkten die Häuser sehr einheitlich und ruhig.

Horizontale Bauteile prägten wie bei den bäuerlichen Vorbildern die Frontfassaden. Einerseits waren es über die ganze Hausbreite durchlaufende Fensterverdachungen. Als Wetterschutz und Windbrecher waren sie ausgesprochen markant ausgebildet. Sie nehmen Bezug auf die Klebdächer anderer Bauten im Gebiet der frühen Textilproduktion vom Zürcher Oberland über das Toggenburg bis ins Appenzeller Hinterland. Die feiner konzipierten Brüstungs- oder Fenstersimse schützten die darunter angebrachten Täferfelder vor direkter Wassereinwirkung.

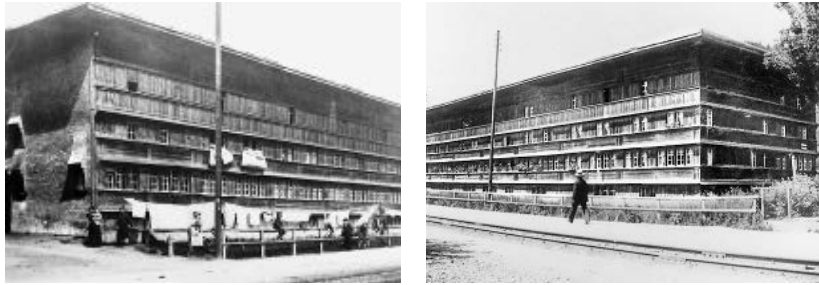
So auch das Vordach. Wie der untere Teil der Fassade war es mit horizontal angebrachten Brettern verkleidet. Die schräg auskragenden Sparren des Pultdaches wurden durch die Schalung verdeckt. Weil der Dachvorsprung gerundet als sogenannte Hohlkehle ausgebildet wurde, erschienen die Länghäuser auf ihrer Strassenseite wie moderne Flachdachreihenhäuser.



Abbruch des zweiten Langgebäus um 1909 mit gestrickten unteren Geschossen und Dachgeschoss in Fachwerkbauweise.



Detail der Fassadengestaltung, Ausschnitt aus Postkarte von J. Lutz um 1900.



Süd-West-Ansicht (links) und Ansicht von Süd-Osten (rechts) um 1900.

Im Gegensatz zur Haupt- oder Strassenfassade wiesen Teile der Seiten- und Rückfassaden nur kleine Öffnungen auf und waren wie bei Appenzeller Bauernhäusern mit einem Schindelschirm verkleidet. Die Fenster verfügten sogar noch über verzierte Seitenbretter oder Ohrenklappen.

Vergleiche mit Arbeiterhäusern in England und Deutschland drängen sich auf. England war im 18. Jahrhundert das am weitesten industrialisierte Land weltweit. Für die stetig zunehmende Arbeiterschaft liessen die Fabrikbesitzer günstigen Wohnraum erstellen. Häufig waren das dreigeschossige Zeilenbauten mit separaten Eingängen und rückwärtigen Gärten.

In Deutschland und Österreich wurden im 19. Jahrhundert sogenannte Mietkasernen, städtische Mietblocks, in welchen auf engstem Raum Hunderte von Menschen wohnten, errichtet. Nicht jede Familie hatte ihre eigene Wohnung. Die Gemeinschaften waren oft zufällig zusammengestellt. Neben der grossen Wohnungsnot für die in die Städte ziehende Landbevölkerung erforderten die tiefen Löhne das Zusammenleben mit mehreren Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern.

Im Langgebäude in Bühler waren die Platzverhältnisse vermutlich entspannter. Gemäss Volkszählung von 1842 wohnten allerdings auch hier mehrere zusammengewürfelte Gruppen. Im damals einzigen noch bestehenden Langgebäude lebten und arbeiteten 38 Personen, nämlich achtzehn Frauen, zehn Männer und zehn Kinder. Die Liste der Bewohnerinnen und Bewohner verzeichnete jedoch nur eine einzige Ehe, bei



Langgebäude gegenüber dem Bahnhof nach 1889.

welcher beide Partner im Haus wohnten. Diese Tatsache deutet darauf hin, dass wohl «Fernbeziehungen» bestanden haben müssen und das Langgebäude ein Arbeiterwohnhaus war, welches von einem Teil der Leute nur während der Arbeitstage genutzt wurde. Die häufigsten Berufe waren Weber/-in (7), Näherin (2), Fabrikarbeiter/-in (3), Spulerin (1), Sattlerin (1), Zeichner (1) und Tagelöhner (1). Darunter gab es auch Hausfrauen, die nicht erwerbstätig waren und für die Kinder sorgten.

Für den Industriellen Rudolf Binder können zur Zeit um 1842 maximal 15 der im Langgebäude wohnhaften Personen gearbeitet haben. Die andern waren entweder noch nicht im erwerbstätigen Alter oder übten keinen entsprechenden Beruf aus. Es ist davon auszugehen, dass nur in den ersten Jahrzehnten nach dem Bau der Langhäuser die Bewohner und Bewohnerinnen ausschliesslich für den Fabrikanten Binder gearbeitet hatten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die Wohnbedingungen möglicherweise gelockert, denn aufgrund des Rückgangs der Heimarbeit und des damit verbundenen rückläufigen Personalbedarfs wurden gegenüber der Anfangszeit weniger Personen in einem Hausteil untergebracht.

Als Grund für den Abbruch des zweiten Langgebäus um 1909 kann angenommen werden, dass sich die Wohnungen mit den kleinen Zimmern und fehlenden sanitären Einrichtungen nicht mehr vermieten liessen und das Gebäude somit keine Verwendung mehr fand. Am Standort des zweiten ehemaligen Langgebäus eröffnete 1912 das Post- und Telegrafenamts seine Pforte.

Ziegelhütte Appenzell: Umgenutzt ins 21. Jahrhundert gerettet

Die Ziegelhütte Appenzell diente über Jahrhunderte der Deckung des Ziegelbedarfs in Appenzell Innerrhoden. Nach dem verheerenden Dorfbrand von 1560 stellten gebrannte Ziegel eine gesuchte Alternative zu den herkömmlichen Holzschindeldächern dar. Der noch heute bestehende Brennofen wurde 1566 erstellt. Er hatte die stattlichen Ausmasse von zuletzt 67m Länge. Die Steinkohle wurde durch Bodenlöcher im oberen Stockwerk zeitlich gestaffelt in den Brennraum geschüttet. Auf diese Weise konnte ein «Wanderfeuer» am Brennen gehalten werden. Während der Ofen auf der einen Seite heiss war und Ziegel gebrannt wurden, konnten auf der anderen Seite die bereits gebrannten und wieder abgekühlten Ziegel entnommen werden. Über drei Bogenöffnungen wurde der Ofen bedient und gestattete so drei Brennvorgänge pro Tag.

In der Ziegelhütte wurden die Ziegel nicht nur gebrannt, sondern vorgängig von einem Schneckengetriebe oder Extruder auch in Form gepresst und über Wochen zur Trocknung in den drei oberen Geschossen gelagert. Zur Belüftung konnten bei guter Witterung Läden geöffnet werden, was zusammen mit der Abwärme des Ofens den Trocknungsvorgang beschleunigte. Ein Paternosterlift ermöglichte den Transport der frisch hergestellten Rohlinge in die oberen Stockwerke und nach ihrer Trocknung zurück zum Brennofen im Erdgeschoss. Die fertigen Produkte wurden vorwiegend im Freien gelagert und dort von den Unternehmern abgeholt.

Der benötigte Lehm wurde aus einem nahe gelegenen Lehmstich zuerst mit Karren, später mit einer Transportseilbahn angeliefert. Während der Jahrhunderte ihres Bestehens mussten die Ziegelei immer wieder vergrössert werden. Die heutige Gestalt erhielt sie durch einen Umbau um 1850.

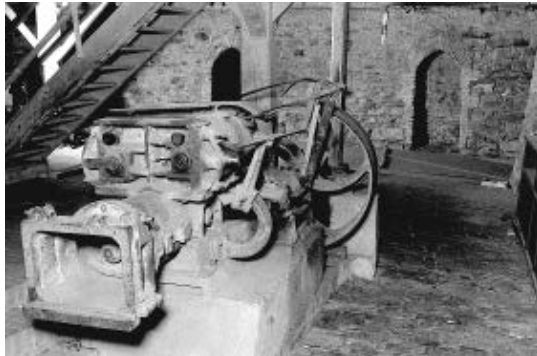
Bis ins 19. Jahrhundert war die Ziegelhütte in Staatsbesitz und versorgte das Dorf Appenzell und die Umgebung mit gebrannten Tonziegeln. Nach der Privatisierung um 1850 wechselte der Betrieb mehrfach die Hand. Ab 1881 blieb die Ziegelhütte im Eigentum der Familie Bu-



Ostansicht um 1970 mit offener Fassadenschalung und nach dem Umbau mit Lärchenschalung.

schauer, welche über drei Generationen bis 1957 Ziegel herstellte. Dann konnte sich die einzige, einst staatliche Kleinziegelei des Kantons Appenzell Innerrhoden neben den grossen Unternehmen nicht mehr behaupten. Die Produktion wurde aus wirtschaftlichen Gründen eingestellt, die Räumlichkeiten dienten noch der Lagerung, dem Wiederverkauf und dem Zwischenhandel. 1981 erwarb Architekt Roman Kölbener das Gebäude von Yvo Buschauer. Eigentümerin des Geländes blieb wie seit der Privatisierung im 19. Jahrhundert die «Stiftung Ried».

Über den Fortbestand der Ziegelhütte wurde heftig diskutiert. Ein Projekt sah vor, das inzwischen baufällig gewordene Gebäude abzureissen und einen Parkplatz anzulegen. Roman Kölbener hingegen setzte sich für die Schaffung eines Kulturzentrums ein. Nachdem er 1985 ei-



Ziegeleimaschine
oder Extruder



Paternosterlift für
den Ziegeltransport

nem tödlichen Unfall erlegen war, verfolgte sein Schwager Walter Regli das Vorhaben weiter. Die Erbgemeinschaft stattete das Gebäude schonend mit zeitgemässer Infrastruktur aus, um im Appenzellerland in Ergänzung zum bestehenden Angebot Kunst zeigen zu können. Rund fünfzehn Jahre lang gelang es, durch Zwischennutzungen mit Ateliers, Ausstellungsräumen und Theatervorführungen ein attraktives Angebot anzubieten. Die Präsentation auswärtiger Künstlerinnen und Künstler fand auf die Dauer allerdings nicht den nötigen Anklang, sodass 1997 entschieden wurde, das Projekt einzustellen.

Um den ältesten Industriebau Appenzells weiter erhalten zu können, wurde die Ziegelhütte verkauft und konnte 1999 der Stiftung Museum Carl Liner Vater und Sohn (Stiftung Liner Appenzell) gewidmet werden. Die Stiftung hatte mit dem Industriellen Gebert einen Geldgeber für den umfassenden Umbau zur Seite. Für die Projektierung und Ausführungsplanung einer «Kunsthalle Ziegelhütte» konnte von 2001 bis 2003 das Architekturbüro von Robert Bamert in St. Gallen verpflichtet werden.

Mit einem Betonbau unter dem Hauptfirst wurde ein für Kunstausstellungen geeigneter Raum geschaffen. Das «Haus im Haus» tritt lediglich durch ein markantes Oblicht und zwei Öffnungen in der Ostfassade in Erscheinung. Sie vermitteln gewissermassen die neue Massstäblich-

keit des umgenutzten Innenraums. Dort überspannt der Betoneinbau den alten Brennofen. Die einstigen Einfülllöcher für die Kohle werden im eingefügten Betonbau neu interpretiert und schaffen eine Verbindung zur ehemaligen Nutzung. Die äussere Erscheinung entspricht im Wesentlichen weiterhin demjenigen der ehemaligen Ziegelei. Gliederung und Neigungswinkel der Dachflächen folgen dem «Original». Die Ladenöffnungen in den oberen Stockwerken sind wieder vorhanden, hingegen wurden für die Fassadenverkleidung nicht mehr Fichten-, sondern Lärchenbretter verwendet.

Im Inneren ist wenig von der alten Substanz erhalten geblieben. Das Gebälk der oberen Stockwerke musste vollständig ersetzt werden. Die nun bis zum Dachfirst reichende offene Halle lässt keine Bezüge zur



Nord-West-Ansicht um
1970, rechts mit Oblicht
und Backsteinecke 2003.



Oben links: Neuer Ausstellungsraum im Betonkubus.

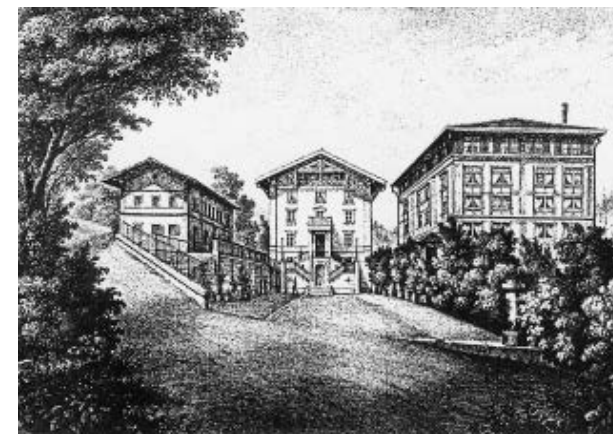
Oben rechts: Vorbereich des Brennofens nach dem Umbau 2003.

Unten links: Halle über Brennofen mit Bodenlöchern.

ursprünglichen Raumordnung mehr zu. Vor dem Umbau war der Innenraum in vier Ebenen gegliedert, nämlich in ein Erdgeschoss mit den Produktionseinrichtungen und in drei Obergeschosse für die Trockenräume. Mit dem Umbau erhielt die Ziegelhütte eine völlig neue Qualität. Der neue Hallenraum mit der Lichtflut aus dem mächtigen Oblicht wirkt äusserst grosszügig. Der Betonkörper mit den klimatisierten Ausstellungsräumen präsentiert sich als Hauptelement, begleitet von der Ebene für die Cafeteria und der Galerie über dem Ofen. Freigelegt und ohne seine ursprüngliche Funktion wird der Brennofen zum Relikt – und zum beredten Zeugen des einstigen Wirkens an diesem Ort.

Dorfhalde Lutzenberg: Ein englischer Garten mit Appenzeller Kühen

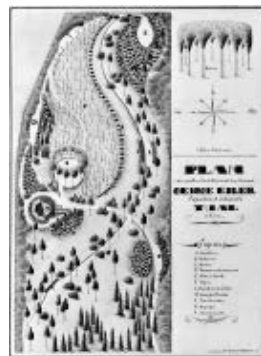
Über dem Dorf Thal liegt das aus zahlreichen Gebäuden bestehende Anwesen einer ehemaligen Fabrikantenfamilie. Mit den dazugehörigen Relikten eines Landschaftsgartens ist die Anlage Teil der Gemeinde Lutzenberg im Appenzeller Vorderland. Der Fabrikant Johannes Bänziger (1804–1840) brachte nach 1827 die Stickereifabrikation zu grosser Blüte. An der Dorfhalde beschäftigte er in seiner Weberei, Druckerei, Bleiche und Appretur rund hundertfünfzig Personen. Dazu kamen laut damaliger Schätzung rund viertausend Leute aus den umliegenden Gegenden, aus dem Tirol und aus Bayern, welche ebenfalls für Bänziger arbeiteten. Die Absatzgebiete der Firma erstreckten sich über Deutschland, Österreich, Italien, Holland, Belgien, Russland, England und Amerika. Nach dem Tod von Johannes Bänziger ging die Liegenschaft an dessen Schwager, den späteren Landessäckelmeister Joh. Georg Euler-Bänziger (1815–1894) aus Basel, über, der das Geschäft weiterführte. Der neue Eigentümer zeigte sich als grosszügiger und ambitionierter Bauherr. Er liess der Dorfhalde in den 1850er-Jahren den noch heute prägenden Neurenaissance-Charakter verleihen. Die wesent-



Manufaktur-
gebäude, flankiert
von Wohnhaus
(rechts) und
Waschhaus (links)
um 1850.



Links: Situationsplan von Robert Bartholome Dardier um 1868.



Rechts: Gartenplan von Sebastian Antoine Hellmann um 1841: «Plan d'une parthie d'embellissement chez Monsieur George Euler, Proprietaire et Fabricante à Thal en Suisse.»

lichen Bauten projektierte der renommierte St. Galler Architekt Felix Wilhelm Kubly (1802–1872).

Nachfolger in der Firma des kinderlosen Joh. Georg Euler-Bänziger wurde sein ebenfalls aus Basel stammender Neffe Emanuel Streichenberg-Burckhardt. Während drei Generationen blieb diese Familie bis 1947 im Besitz der Hauptgebäude. Das Anwesen wurde seit den 1850er-Jahren kaum verändert. Den den damaligen Zustand dokumentierenden Situationsplan der Liegenschaft Euler-Bänziger fertigte 1868 Robert Bartholome Dardier an. Er entspricht, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der heutigen baulichen Situation.

Bereits 1848 waren der englische Garten vor dem nördlichen Wohnhaus und die Anlage mit Rotunde und Pavillon zwischen Rebberg und Wäldern ganz im Südosten auf dem «Gupfen» angelegt. Die Entwürfe aus dem Jahre 1841 stammen von Sebastian Antoine Hellmann. Der Pavillon wurde spätestens 1854 von Albert Landerer (1816–1893) aus Basel mit Historienbildern, darunter die Schlachten bei der Vögelinsegg und am Stoss, ausgemalt.

Ein englischer Landschaftsgarten stellte für das Appenzellerland eine Besonderheit dar. Auch in der übrigen Schweiz fanden sich Gartengestaltungen nach englischem Vorbild nur selten. Die Konzeption solcher Parkanlagen bezog sich auf eine Entwicklung der Landschaftsarchitektur in England in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und im frühen 19. Jahrhundert. Dabei wurde ein neues Naturverständnis kultiviert, das sich nicht mehr an den von Menschen beschriebenen Prinzipien der Natur, sondern an ihrer sichtbaren Erscheinung orientierte. Unbeschnittene Bäume und geschwungene Wege statt barocker geometrischer Baumfiguren und Wegnetze wurden als Sinnbild des selbstbestimmten Individuums verstanden.

Eine nützliche Spielart des Landschaftsgartens stellt die »ornamental farm« dar. Nach ästhetischen Gesichtspunkten konzipierte Wiesenflächen dienten gleichzeitig einem praktischen Zweck, nämlich der Viehhaltung. Das ästhetische Vergnügen an der scheinbaren Natürlichkeit des Gartens erfuhr eine zusätzliche Steigerung durch seine Nutzung als Ertragslandschaft. Eine derartige Doppelnutzung war auch an der Dorfhalde vorgesehen. Zum Anwesen gehörten Stallungen und zwei Bauernhäuser. Der Plan von 1868 zeigt, dass die landwirtschaftlich genutzten Flächen mit gestalterisch eingesetzten Baumgruppen versehen waren. An Hanglagen hatte sich die Bewirtschaftung aber Ende des



Pavillon auf «Gupfen» mit Steintisch am Standort der ehemaligen Rotunde, 2005.



Wandmalerei im Pavillon mit Schlachtszene.



Deckenausschnitt mit Bauschäden.



Reliefmalerei am inneren Dachkranz.

19. Jahrhunderts nicht mehr gelohnt; die Geländekuppe ist deshalb heute von dichtem Wald bedeckt.

Neben den natürlichen Elementen wurden in englischen Landschaftsgärten auch künstliche, architektonische Akzente gesetzt. Einer davon ist der Pavillon und die Rotunde auf dem «Gupfen». Eine Rotunde, auch Karussellplatz genannt, ist in der Regel ein Aussichtspunkt, welcher meist an exponierter Stelle platziert wurde. An der Dorfhalde war der Ort von einer Bepflanzung umgeben, die durch ein Metallgestänge in Form gehalten wurde. Zu Pavillon und Rotunde führten geschwungene Flanierwege, begleitet von einzelnen Baumgruppen und Wiesenflächen. Davon haben sich bis heute nur noch der Pavillon und ein Rundtisch anstelle der ehemaligen Rotunde erhalten. Bis vor einigen Jahren war die Stelle von dichtem Wald umgeben. Nun liegt der Bereich der Rotunde wieder frei. Doch die Sicht ins Tal bleibt, ausser im Winter, durch dichtes Laubwerk verwehrt.

Der Pavillon befindet sich heute in einem besorgniserregenden Zustand. Weil die Baute in den letzten Jahrzehnten kaum mehr gepflegt wurde, sind schwerwiegende Schäden am Dach und an den Malereien aufgetreten. Das Dach droht demnächst noch gänzlich einzustürzen. Der ehemalige Ort der Erbauung scheint in Vergessenheit geraten zu sein. Er gehört heute nicht mehr zur Liegenschaft an der Dorfhalde. Sollen die Reste der bereits arg beschädigten Anlage erhalten bleiben, müsste rasch gehandelt werden. Eine neue öffentliche Nutzung als Ort für besondere Anlässe wäre die ideale Voraussetzung für eine Rettung.